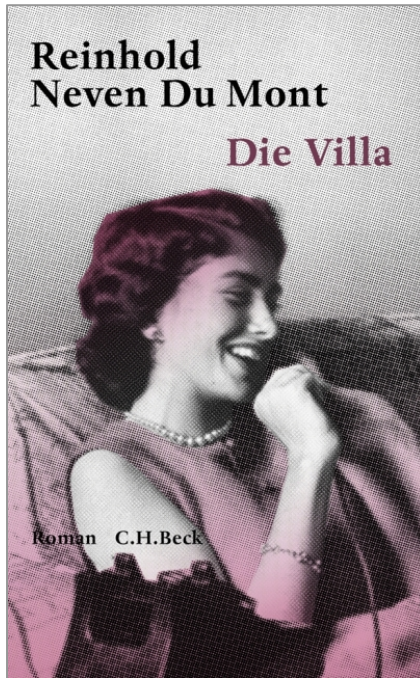


Unverkäufliche Leseprobe



Reinhold Neven Du Mont
Die Villa
Roman

316 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-58242-4

Auf schwarzem Karton

Mit einer Art zwanghaftem Vergnügen habe ich mir angewöhnt, die Todesanzeigen in meiner Zeitung zu lesen. Die schwarz umrandeten Felder üben auf mich eine Anziehungskraft aus, die sich nur zum Teil mit meinem fortgeschrittenen Alter erklären lässt. Es erfüllt mich mit Befriedigung, wenn ich den Lebensdaten eines Verstorbenen entnehme, dass ich älter bin, als er geworden ist. Aber diese kleinen Triumphe sind nicht alles.

Einmal habe ich mich in dem Gefühl, ihm ein Laster beichten zu müssen, einem Freund anvertraut. Zu meiner Überraschung gab er zu, dass auch er regelmäßig Todesanzeigen liest. Ihm geht es allerdings um die Namen, ihren Wohlklang oder ihre Symbolik. Er will wissen, welche Vornamen in welchem Jahrzehnt gebräuchlich waren, und glaubt daran, dass Namen Aufschluss über die Persönlichkeit geben, dass jemand, der als Bankdirektor, Schauspieler, Bundestagsabgeordneter oder in ähnlich gehobener Position stirbt, anders heißt als jene, die nur in der Anonymität ihrer privaten Welt existiert haben.

Diesen Spekulationen kann ich nichts abgewinnen. Ich versuche, mir anhand der spärlichen Angaben von den Verstorbenen ein Bild zu machen, wobei alte Frauen, die fast ein ganzes Jahrhundert durchlebt haben, meine Phantasie besonders anregen.

Es kommt vor, dass ich Unbekannten komplette Biografien andichte, ihnen zum Beispiel eine glückliche Kindheit schenke, dann aber Ekstasen und Zusammenbrüche für sie erfinde, als müsste ich vom Verlauf meines eigenen Lebens ablenken, das mir bisher echte Katastrophen erspart hat. Auf meiner Liste stehen Glücks-

kinder und Pechvögel, Sieger und Verlierer, Verführer und Geschändete, raffgierige Frauen und betrogene Ehemänner, Mörder und ihre überheblichen Richter und – ab und zu, um mich bei Laune zu halten – eine strahlende Schönheit, eine reine Liebesgöttin.

Wenn ich in einer Lebensgeschichte nicht weiterweiß, befrage ich die Toten. Waren sie mit sich und ihrer Welt zufrieden, was hat ihnen Angst oder Freude bereitet, was sie verletzt oder ihr Selbstgefühl gesteigert? Und in welchem Maße hatten sie die Fähigkeit zu lieben? Aber mich interessieren auch die Fakten: Wann und wie sie ihre Unschuld verloren haben, ob sie beim Bund Deutscher Mädel waren, ob sie für Hitler geschwärmt oder mit welchen Gefühlen sie die männerlose Kriegs- und Nachkriegszeit überstanden haben. Immer frage ich sie über das Jahr 1952 aus, das für mich von besonderer Bedeutung ist.

Die Lebensläufe der Männer gelingen mir meist weniger gut. Männer machen eine Ausbildung, heiraten, werden Familienväter, haben Erfolg in ihrem Beruf oder nicht und so weiter und so fort bis zum erlösenden Herzinfarkt.

Was mich anbelangt, so gibt es einen kurzen Eintrag in der deutschen Ausgabe des «Who's who», mehr nicht. Die wenigen Anfragen nach meinen biografischen Daten habe ich nicht beantwortet. Die Vorstellung, mich über mich selbst äußern zu müssen, ist mir peinlich. Erst jetzt beginne ich, über frühere Zeiten nachzudenken, und erst jetzt spüre ich die Bereitschaft, vielleicht sogar das Bedürfnis, über mich zu sprechen.

Nie habe ich Nachforschungen bei den «in tiefer Trauer» Hinterbliebenen angestellt. Von den realen Personen hinter den Namen, von denen nichts bleibt als die Inschrift auf einem Grabstein und einige bald vergessene Anekdoten, will ich nichts wissen. Man sollte ihnen ihre Ruhe lassen. Aber welch unermessliche Fülle von Erlebnissen nehmen die Toten mit ins Grab!

Vorgestern, an einem regnerischen Vormittag, ahnte ich, noch bevor ich die Zeitung aufschlug, dass eine Nachricht auf mich wartete: Elisabeth Lauterbach. Starb nach langer, schwerer Krankheit im Alter von fünfundsiebzig Jahren. Mich schauderte. Ich musste schlucken, um wieder zu Atem zu kommen. Sie hatte also wieder ihren Mädchennamen angenommen und nicht mehr geheiratet. Während ich auf die Buchstaben ihres Namens starrte, sah ich sie am Kopfende des langen Tisches sitzen, lachen, loben, zu-rechtweisen, streng und begehrenswert. Mich traf ihr kurzer, rätselhafter Blick.

Auf den Nachbarfeldern Kreuze, ein Schopenhauer- und ein Hermann-Hesse-Zitat, bei ihr nur der Hinweis: «Statt Karten» sowie Tag und Uhrzeit ihrer Beerdigung auf dem Waldfriedhof. Im unteren Teil der Anzeige die Namen der Angehörigen. Bis auf die Enkelkinder kannte ich sie alle. Als hätte mein Gedächtnis nur auf den Anstoß gewartet, sah ich ihre Gesichter plötzlich vor mir. Ingrid, die mich von Anfang an mit ihren spitzen, musternden Blicken in Verlegenheit brachte; Leon, dessen Freund ich gerne geworden wäre, der sich aber für ein Genie hielt und zu dem Studenten der Germanistik und Kunstgeschichte, der ich damals war, auf Distanz blieb; Hanna, die zur Begrüßung fast einen Knicks vor mir gemacht hätte, dann aber ganz unvermittelt wissen wollte, ob man vom Küssen Ausschlag bekommt. Und Martha, die weiße Gestalt, deren weiche Hand ich, als ich ihr vorgestellt wurde, einen kleinen Augenblick länger hielt als notwendig.

Drei Namen fehlten: der von Konrad; Elisabeth hatte sich ihren Irrtum wohl nie verziehen. Der von Max Löhlein, dem Schwarzhändler und Geschäftemacher. Wahrscheinlich war er nach der Gokart-Pleite auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Und der von Jurek. Ihn hatte sie gemocht, auf ihn war ich damals tatsächlich eifersüchtig. Ich musste herausfinden, was aus ihm geworden war. Aber da war noch ein anderer, jetzt fällt mir sein Name ein:

Erasmus Donat mit seinem Hagen. Quadratschädel, bohrender Blick, eine imposante Erscheinung. War er bloß ein Scharlatan?

Elisabeth. Ich flüsterte ihren Namen, dann zerlegte ich ihn in seine vier Silben und sprach ihn halblaut vor mich hin, als könnte ich sie dadurch zwingen, vor mir zu erscheinen. Ich zog mich an den Schreibtisch zurück, um die Kritik zu schreiben, auf die man in der Redaktion wartete. Elisabeth aber ließ mich nicht los, sie verfolgte mich. Ihr Tod ließ keinen anderen Gedanken zu.

Vor den anderen war sie für mich Frau Lauterbach, die stolze, unnahbare Hausherrin, die Respektsperson gewesen. In meinen Tagebüchern habe ich sie heimlich Elli genannt, sie so anzusprechen, hätte ich nicht gewagt. Auch nach dem Tag nicht, an dem für mich eine neue Zeitrechnung begann. Es ist dreißig Jahre her, dass sie mir aus einem Haufen aussortierter Kostüme umgeben von der Wolke ihrer schwarzen Haare wie die nackte Maja von Goya entgegenkam. – Meine Hände zitterten.

Den Sommer 1952 habe ich in ihrer Villa am See zugebracht. Ende August war meine Zeit abgelaufen. Elisabeth reichte mir zum Abschied die Hand, ich bedankte mich, wollte die beiden Sätze sagen, die ich mir zurechtgelegt hatte: «Ich muss Sie wiedersehen! Bitte sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie das nächste Mal in München sind.» Aber noch bevor ich Luft geholt hatte, zog sie die Augenbrauen hoch und legte mir mit einem Lächeln den Zeigefinger auf die Lippen. Ich küsste ihn, mehr war nicht.

In all den Jahren danach sind wir uns kein einziges Mal mehr begegnet. Erst wartete ich auf ein Zeichen von ihr. Sie hätte mir schreiben können, sie wusste, wo ich wohnte. Sie gab Feste, warum lud sie mich nicht ein! Dann hoffte ich auf einen Zufall, schließlich suchte ich nach Vorwänden: wollte sie treffen, ihr auflauern, wollte sie bestürmen, ihr keine Wahl lassen. Ich machte abenteuerliche Pläne und verwarf sie alle. Allmählich begriff ich: Sie hatte mich aus ihrem Leben gestrichen.

Sie wurde mein Geheimnis.

Meiner Frau habe ich nie von ihr erzählt. Auch jetzt sagte ich ihr nichts von Elisabeths Tod und was er in mir auslöste. Mein Zustand an diesem Regentag glich dem eines Nachtwandlers. Stumm und abwesend saß ich bei Tisch, bis ich mich mit einem plötzlichen Unwohlsein entschuldigte. Und wieder flüchtete ich in mein Arbeitszimmer. Irgendwo in dem Gewirr von Blättern mussten die Notizen liegen, die ich mir zur Inszenierung und zum Bühnenbild gemacht hatte. Ich vergaß sie.

Tags darauf regnete es noch immer. Ich erwachte früh, trank eine große Portion Tee, und als meine Frau mich zum Frühstück rief, war die Premierenkritik fertig: drei Seiten. Das Stück und die Schauspieler hatte ich gelobt, auch mein Urteil über die Regie fiel an diesem Morgen milde aus. Dass ihr im dritten Akt die Einfälle ausgegangen waren, ließ ich unerwähnt.

In der Feuilleton-Redaktion bin ich zuständig für die Theater- und Opernkritiken, bespreche aber auch, wenn es mich reizt, Filme und Bücher. Ich gelte als Autorität, was ich schreibe, hat Gewicht. Zu den Schauspielern und Regisseuren halte ich Distanz, aber ich kenne ihre Stärken und Schwächen genau, das wissen sie. Wenn der Vorhang fällt, steht mein Urteil fest. Trotzdem horche ich auf den Applaus und kann unterscheiden, ob er «stürmisch» oder nur «freundlich» ist. Ich selbst applaudiere nie.

Ich habe keine Macht, aber ich habe Einfluss. Wenn ich eine Aufführung lobe, sind die nächsten Vorstellungen ausverkauft. Schreibe ich einen Verriss, kann sich das Stück nicht lange auf dem Spielplan halten. Ich gebe mir Mühe, fair zu bleiben. Trotzdem habe ich mir Feinde gemacht, das bleibt nicht aus. Ich erkenne sie an der übertriebenen Freundlichkeit, am feuchten Händedruck und dem beflissenen Lächeln, wenn ich ihnen zufällig in einem der Lokale begegne, in denen sich die Theaterwelt trifft.

Meine Lieblingsstücke stammen alle von toten Autoren. Aber welche das sind, behalte ich für mich, schon um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen, ich sei altmodisch. Von lebenden Bühnenauctoren habe ich tatsächlich keine hohe Meinung. Ihre Stücke leben von kleinen Ideen, deren Dürftigkeit dann durch Regieeinfälle, die das Publikum schockieren sollen, überspielt wird.

In der Redaktion habe ich Bewunderer und Neider. Jedes zweite Semester gebe ich am theaterwissenschaftlichen Institut der Universität ein Seminar, zu dem ich die Volontäre aus dem Feuilleton einlade. Sie bilden meine mir treu ergebene Hausmacht. Zudem bin ich gefragter Gast in den Kultursendungen des Bayerischen Rundfunks. Meine Beiträge werden gerne gehört, gut bezahlt und verschaffen mir in der Redaktion alle möglichen Privilegien. Ich bin an keine Bürozeiten gebunden, kann frei entscheiden, was ich besprechen will, habe immer die erste Wahl. Im übrigen bin ich bekannt dafür, dass ich auf die Minute genau meine Manuskripte abliefern und den vorgegebenen Umfang nie überschreite. Der Chefredakteur wartet darauf, dass ich ihm das Du anbiete.

Ganz gegen meine Gewohnheit habe ich die Anzeige ausgeschnitten. Ich klebte sie auf einen schwarzen Karton, als wollte ich sie archivieren. Dann wühlte ich so lange in den Fächern einer Kommode, bis ich das Foto von ihr fand, das ich damals mitgehen ließ. Elisabeth als junge Frau, in tänzerischer Pose, mit einem auf den Betrachter gerichteten Blick, der die Geste, mit der sie ihren Busen bedeckt, Lügen straft. Ich spürte wieder den feinen Stich, den mir das Bild versetzt. Sie hatte den unerfahrenen jungen Mann, der ich damals war, in eine Verwirrung gestürzt, so süß und inbrünstig, wie ich sie seither vergeblich gesucht habe. Sie hat für mich die Türen in eine Welt geöffnet, deren Existenz ich vorher nicht geahnt hatte.

Der fünfundzwanzigste Mai war ein Mittwoch. An dem Tag bin ich in die Stadt gefahren und habe – während sie starb – Besor-

gungen gemacht, unwesentliche, kleine Verrichtungen. Ein Zeitvertreib, während ihre Zeit abließ.

Jetzt war sie tot. Der Gedanke entsetzte mich. Ohne die Tragweite ahnen zu können, die das haben würde, nahm ich mir vor, auf ihre Beerdigung zu gehen.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Die Beerdigung

Man könnte meinen, dass einer wie ich gerne auf Beerdigungen geht. Das Gegenteil ist der Fall. Ich meide Friedhöfe, sie sind mir zuwider. Selbst dem Kitsch und der kalten Pracht alter Grabstätten, den Alabasterengeln und abgebrochenen Marmorsäulen kann ich keinen Reiz abgewinnen.

Am Grab von berühmten Dichtern oder legendären Filmschauspielerinnen zu stehen, bedeutet mir nichts. Die letzte Ruhestätte meiner Eltern habe ich nach der Beerdigung meiner Mutter nie mehr besucht. Die Pflege des Grabes habe ich einer Friedhofsgärtnerei übertragen, per Dauerauftrag.

Das Ritual von Trauerfeiern, ob kirchlich oder nicht, finde ich bedrückend. Ich glaube den Pfarrern ihr Versprechen einer Auferstehung und den Menschen, die gemessenen Schrittes hinter dem Sarg hergehen, ihre Trauer nicht: ein letzter Blumengruß, ein symbolisches Schüffelchen Erde, dann mit gesenktem Kopf innehalten, genau drei Sekunden lang, bevor man ergriffen zur Seite tritt und erst noch schweigend, dann munter im Gespräch davoneilt, Kaffee und Kuchen entgegen.

Alle Trauerfeiern, an denen ich teilgenommen habe, waren schlechte Inszenierungen mit schlecht vorbereiteten Mimen und einem Hauptdarsteller, der sich in eine polierte Holzkiste zurückgezogen hatte.

Für meine Beerdigung wünsche ich mir Schweigen: keine frommen Sprüche, keine Würdigungen, keinen Beethoven. Nur das Schlurfen der Schritte auf dem Kiesweg und ab und zu ein Hüsteln. Und einen stilvollen Nieselregen. Und am Grab meine Frau in

einem roten Abendkleid, umgeben von einigen Theaterleuten, die wortlos Betroffenheit spielen. Ein besonderes Vergnügen hätte ich daran, wenn in den Gräbern rechts und links von dem meinen ein Regisseur und ein Schriftsteller lägen, die sich über meine Verrisse zu Tode geärgert haben.

An Elisabeths Beerdigung schien die Sonne, ein Tag wie gemacht für den Biergarten. Ich kam ganz in Schwarz, mit Hut und Mantel, einen Schirm an den angewinkelten linken Unterarm gehängt, so als gehörte ich zum Kreis der Leidtragenden. Ich war nervös, mit mir und meinem Auftritt unzufrieden, als ich den Vorplatz der Trauerhalle erreichte.

Warum nur hatte ich mich in diese Situation gebracht! Am liebsten wäre ich einfach weitergegangen, in die erstbeste Allee hinein. Ein zufälliger Passant auf seinem Morgenspaziergang. Stattdessen drängte ich mich auf der Suche nach einem günstigen Platz zwischen den Menschen durch, die sich zunickten, die Hände schüttelten und sich an kleinen Blumensträußen festhielten. Ich sah mich um. War ich richtig? War ich zu früh oder zu spät gekommen? In diesem Augenblick erkannte ich Leon.

Er stand ziemlich genau im Mittelpunkt, an dem ihm gebührenden Platz. Ein gut geschnittener Kopf mit nicht mehr ganz üppiger grau melierter Mähne. Er hatte sich in Positur gestellt wie ein Opernsänger vor der großen Arie; das war ihm geblieben von den Jahren auf der Schauspielschule. Aus der Menge lösten sich einzelne Personen, gingen zu ihm hin, man sah, wie ihre Lippen sich bewegten: «Mein herzliches Beileid!» Leon griff nach den ausgestreckten Händen, schüttelte sie etwas zu geschäftsmäßig, lächelte ein wenig zu jovial, als hätte sein Gegenüber ihm gerade ein günstiges Angebot gemacht. Wie er dann als ein Zeichen der Ungeduld die linke Augenbraue hochzog, diese kleine mimische Geste verriet ihn als Elisabeths Sohn.

Er war groß und schlank, und doch spannte die Weste über dem Bauch. In der linken Innentasche seines Jacketts konnte man die Brieftasche, in der rechten eine Cohiba vermuten, die er später als krönenden Abschluss der Feierlichkeiten rauchen würde.

Einen halben Meter abgerückt, stand neben ihm damenhaft und mit zeitloser Frisur eine, nein zweifellos seine Frau. Auch sie lächelte, wenn auch mit einem bitteren Zug um den Mund. Sie stammte aus einer vermögenden Familie, das sah man ihr an. Während Leon sich zu den Kondolierenden hinabbeugte, schien sie, wenn sie an der Reihe war, eine Spur zurückzuweichen. Leon öffnete einen Knopf seines nach der Mode geschnittenen Zweireihers und senkte den Blick. Noch fünf Minuten.

Da war dieser Löhlein, dieser unangenehme Mensch. Zwischen Leons Augenbrauen zeigte sich eine scharfe Falte. Wie der sich zwischen den Gruppen der Wartenden durchschlängelte in der Hoffnung, eine günstige Bekanntschaft zu machen. Was hatte er hier zu suchen! Offensichtlich sank Leons Stimmung, zumal seit einer ganzen Weile schon niemand mehr gekommen war, um ihm das Beileid auszusprechen.

Aus dem Nebeneingang der Trauerhalle traten zwei Sargträger; eine Zigarettenlänge noch, dann würden sie das mit Kupferblech beschlagene Hauptportal öffnen.

Leon gab jetzt seinen beiden Schwestern ein Zeichen. Ich hatte sie aufeinander zugehen sehen. Steif, ohne ein Lächeln, ohne Kuss auf die Wange, hatten sie sich begrüßt.

Ganz wie damals, dachte ich. Das Leben hat sie nicht milder gestimmt. Nicht für diesen einen Tag konnten sie ihre Streitigkeiten vergessen. Leon reichte seiner Frau den Arm und setzte sich langsam in Bewegung. Er war jetzt das Haupt der Familie, er würde in der ersten Reihe, eingerahmt von seiner Frau und den Schwestern, Platz nehmen.

Ich ging als Letzter in die Halle und hielt mich im Hintergrund.

Ich stand zwischen Leuten, die mit einer Mischung aus versteckter Lust und offener Neugier zu Beerdigungen gehen wie andere zu Eröffnungen von Ladenpassagen, wenn Freibier ausgeschenkt wird. Ich war Zaungast, ganz wie damals. Das gefiel mir.

Vor mir saß eine Frau, die ich an dem krausen Gespinst ihrer Haare zu erkennen glaubte. Sie nickte mir zu: Es war Maria, und der Mann neben ihr, der mir jetzt gerade ins Gesicht blickte, das war Jurek. Und da war noch einer weiter unten in der Reihe, in bayerischer Tracht und umgeben von einer Schar kleiner Mädchen in festtäglichen Dirndl, das musste Heiner sein. Josef fehlte, was war mit ihm? Ich suchte sein Gesicht in meiner Erinnerung, sah aber nur seine rechte Hand, aus der eine Kreissäge beim Holzschneiden eine Klaue gemacht hatte. Mit ihr konnte er nach einem randvollen Glas greifen und vor der Remise eine Runde drehen, ohne einen Tropfen zu vergießen ...

In diesem Moment sah ich ihr Bild. Ihr Kopf, lebensgroß, in einem silbernen Rahmen, in der Mitte des Sarges aufgestellt. Ein gestelltes Foto, geschickt ausgeleuchtet, mit weichen Konturen und einem der Mona Lisa abgeguckten Lächeln, zu dem der Fotograf sie überredet hatte. Während alle anderen in der Kapelle auf den Pfarrer warteten, sah sie mich an. Ich hielt ihrem Blick stand, die Jahre schmolzen dahin, ich stand vor ihr in meinem viel zu warmen Anzug, erregt und angerührt von etwas, für das ich nie einen Namen gefunden habe. Elisabeth, die Frau, die eine Frau.

Mit einem Mal kam Unruhe auf. Ein Rollstuhl bahnte sich seinen Weg durch die Menge. Man machte ihm Platz, unwillig, wie mir schien, die einen, neugierig die anderen. Die weiße Gestalt, die in ihm saß wie eine Königin auf ihrem Thron, hielt kurz vor einem Kranz mit schwarzer Schleife an, auf der in goldener Schrift zu lesen stand: «In Dankbarkeit und Verehrung – Max Löhlein». Auf dem Schoß der Frau im Rollstuhl lag ein Blumenstrauß, den sie

jetzt so auf den Boden legte, dass er den Namen auf der Schleife verdeckte.

Es war Martha. Sie blickte von mir weg auf den Sarg, sodass ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Aber ich erkannte sie an ihrem Haar, das noch immer füllig war und das sie wie früher hochgesteckt zu einer Art Turban trug. Sie, die nie jung gewesen war, war nicht gealtert.

Damals, nach dem großen Unglück, sprach ich einmal mit ihr über den Tod. Sie glaubte nicht an den Himmel und seine Heerscharen, auch nicht an die Hölle und an ewige Verdammnis. Sie wünschte sich, sagte sie, eine Wiedergeburt, am liebsten als kleiner Vogel oder als ein Nachfahre ihrer Schneckenfamilie.

In ihrem strahlend weißen Gewand, das sie zu Ehren der toten Schwester trug, war sie mir vertrauter als die anderen. Ich nahm mir vor, sie anzusprechen.

Der Pfarrer, der beinahe über ihren Rollstuhl gestolpert wäre, brachte mich in die stickige Feierlichkeit der Trauerhalle zurück. Er sprach nicht von der Verstorbenen, er nannte sie eine «Heimgangene». Heim ins Reich Gottes, erlöst von den Fesseln des Leibes, nicht auf immer getrennt von ihren Lieben, nur vorausgegangen in himmlische Gefilde. Oder so ähnlich.

Elisabeth beschrieb der Pfarrer als aufopfernde Mutter, die sich in schweren Kriegszeiten selbstlos für das Wohl der ihr Anvertrauten eingesetzt hatte und als Kämpferin für die Rechte der Schwachen und Hilfsbedürftigen, wie ihr tatkräftiges Engagement im Tierschutzbund beweise. Besonders hob er hervor, dass sie sich im fortgeschrittenen Alter immer wieder in der Kommunalpolitik für Neuerungen eingesetzt habe. Von der Elisabeth, die ich in Erinnerung hatte, sprach er nicht. Nach seinen Worten trat eine Pause ein, die ein dünner Mann, oder sollte ich sagen: ein überschlanke Herr mit rötlichen Haaren, nutzte, sich einen Weg nach vorn zu bahnen. Unverkennbar Florian. Sein Gesicht war gerötet, er litt of-

fenbar unter Lampenfieber, dafür habe ich einen Blick. Nervös winkte er eine Frau herbei, in der ich erst später am Grab Erika erkannte. Er stimmte den Kammerton an, zählte «un, deux, trois», und dann sangen die beiden zwei Lieder eines mir unbekanntem Urhebers. (Wie sich später herausstellte, handelte es sich um Robert von Hornstein, dessen Kompositionen Elisabeth angeblich als junges Mädchen bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen hatte.) Sie taten es auf so rührend dilettantische Weise, dass einige Frauen im Publikum zu schluchzen angingen, dann verfehlten sie die Melodie, und nur der Sarg, an dessen Fußende sie sangen, bewahrte sie vor Buhrufen.

Danach waren die für die Trauerfeier vorgesehenen dreißig Minuten um, man drängte ins Freie, blinzelte im harten Sonnenlicht, ein paar Hände wurden noch geschüttelt, man formierte sich, und dann setzte sich der Trauerzug mit dem mit Blumengebinden und Kränzen bedeckten Sarg an der Spitze in Bewegung.

Der Weg zu einem frisch ausgehobenen Grab ist kein Spaziergang. Man schreitet, so als hätte ein Regisseur eine Fortbewegung in Zeitlupe angeordnet. Niemand ließ sich durch das Zwitschern der Vögel und den Duft nach frischem Grün ablenken. Bis auf Martha, die vor Freude in die Hände klatschte, als sie auf der Kuppel eines kleinen Rundtempels ein Eichhörnchen entdeckte. Leon ging an der Seite seiner Frau gleich hinter dem Pfarrer, seine Schwestern, wie vorhin, mit ihren Männern rechts und links von ihm. In Gedanken rekapitulierte er vermutlich die kurze Rede, die er gleich am Grab halten wollte.

Da drängte sich Max Löhlein neben mich. «Robert», sagte er ungeniert. «Leugnen zwecklos, ich habe Sie sofort erkannt. Welche Überraschung! Ich lese immer Ihre Artikel. Ganz toll! Ehrlich. So möchte ich auch schreiben können. So brillant, so ...» Dann sagte er hinter vorgehaltener Hand etwas über Elisabeths Vergangenheit, sprach von einer «üblen Geschichte» und Einzelheiten, die

mich sicher interessieren würden. Bevor ich es verhindern konnte, steckte er mir seine Visitenkarte zu.

«Erde zu Erde.» Nachdem der Sarg in die Grube gelassen worden war, machte man Leon Platz. Der stellte sich auf eine der Plastikmatten, mit denen man den Aushub abgedeckt hatte, ebjenene lehmige Erde, zu der Elisabeth nun werden sollte. Er zögerte unentschlossen, ob er sich dem Grab seiner Mutter oder den Umstehenden zuwenden sollte. Er entschied sich für die Umstehenden, die er als «liebe Familie, liebe Freunde von Elisabeth» ansprach. Er nannte sie eine Frau zwischen den Zeiten, noch durch Elternhaus und Erziehung in den Traditionen und Denkgewohnheiten des 19. Jahrhunderts verwurzelt, aber einer Generation zugehörig, deren Schicksal es war, sich in Weltkriegen, Inflation und Gewaltherrschaft behaupten und nach 1945 in einer gewandelten, freien Gesellschaft ihren Platz finden zu müssen. Dies sei seiner Mutter beispielhaft gelungen, sie sei im besten Sinne fortschrittlich gewesen.

Er sprach mit Schwung und Euphorie, sein Auftritt war gekonnt. Nach ihm begann das Defilee: Eins ums andere der von einem Träger bereitgehaltenen Blumensträußchen fiel auf den Sargdeckel, begleitet von einem Schüffelchen Erde.

Als einer der Letzten trat ein junger Mann ans Grab. Er stieß den Korb, in dem einige übrig gebliebene Sträuße lagen, ungnädig beiseite und sah finster auf sein nur noch aus wenigen Personen bestehendes Publikum. «Nein», rief er überlaut. «Elisabeth Lauterbach war nicht eine Frau zwischen den Zeiten. Als ein bourgeoises Relikt saß sie in ihrer herrschaftlichen Villa, nur darauf bedacht, ihr Vermögen zusammenzuhalten. Wer hat sie je mit einer Kehrschaukel, einem Putzlappen oder einem Staubsauger in der Hand gesehen? Die Drecksarbeit mussten andere für sie erledigen, Domestiken, die gezwungen waren, ihre Arbeitskraft, ihren einzigen Besitz, für einen Hungerlohn zu verkaufen.

Aber die Zeit ist über sie und ihresgleichen hinweggegangen.

Die Revolution wird alle Schmarotzer dieser Welt in die Rumpelkammer der Geschichte verbannen.» Er streckte seine zur Faust geballte Rechte in die Höhe. Eine Kinderhand.

Martha war ein Stück die Gräberstraße heruntergerollt. Ich nutzte die Gelegenheit, ging auf sie zu und sprach sie an. «Ach, Robert! Bist du das wirklich? Ich musste gerade an all die Schränke voll mit Elisabeths Kleidern denken», sagte sie. «Gibt es noch Heime für gefallene Mädchen? Ihnen würde ich sie gerne schenken.» Dann deutete sie auf den jungen Mann, der gerade den Arm mit der geballten Faust sinken ließ und etwas hinter den letzten Trauergästen herrief, die sich kopfschüttelnd entfernten.

«Das ist Michel, unser Maoist. Hanna hat ihn nach meinem Jungen genannt. Er schimpft auf die Familie Lauterbach als Teil der Ausbeutungsgesellschaft.» Sie zuckte die Schultern und lächelte. «Ich verstehe seinen Zorn nicht, und mir ist nicht klar, wofür er kämpft, aber ich bin mit ihm einverstanden, wie er ist. Er ist mein finster dreinblickender Liebling.»

«Komm!», rief sie. «Michel, komm! Lass uns gehen!»

Die beiden entfernten sich. Statt die Ruhe der Toten mit aufreuerischen Reden zu stören, schob Michel den Rollstuhl seiner Großtante schnellen Schrittes Richtung Ausgang. Mir blieben fünf Minuten. Ich war jetzt allein in der Leere des frühen Nachmittags. Die Worte der Redner hingen noch in der Luft. Elisabeth. Ich hätte sie gerne gesehen, bevor man den Sarg verschraubte. Dann hätte ich ihr die eine Frage stellen können, für die es jetzt zu spät war. Sie hätte mir die Wahrheit gesagt, Tote lügen nicht. Für einen Moment, der mir endlos vorkam, hielt die Zeit den Atem an.

Dann kamen aus der Tiefe der Allee drei Männer mit Schaufeln. Ich machte mich davon, bevor sie mit ihrer Arbeit begannen.

In den Tagen nach der Beerdigung quälte mich eine nervöse Unruhe. Ich versuchte es mit Ablenkungen verschiedener Art, aber

so sehr ich mich bemühte, ich konnte mich nicht beruhigen. Elisabeths Bild verfolgte mich bis in meine Träume. Dann plötzlich, wie eine Eingebung, wusste ich: Ich musste meine Erinnerungen an die Zeit in der Villa Lauterbach aufschreiben. Die alten Notizbücher würden mir helfen, und Lücken in meinen Erinnerungen würde ich mit etwas Phantasie auffüllen. Außerdem konnte ich Martha Fragen stellen. Ohne genau zu wissen, was ich sie fragen wollte, rief ich Martha an. Wieder war sie nicht überrascht.

«Nachher fahre ich zum Friedhof», sagte sie. «Ich will hin, um mir zu überlegen, welche Blumen ich pflanzen lassen soll. Das darf man nicht den Friedhofsgärtnern überlassen. Chrysanthemen zum Beispiel passen überhaupt nicht zu Elisabeth. Kommen Sie doch auch! Sie können mich beraten.»

Zwei Stunden später stand ich neben ihrem Rollstuhl an Elisabeths Grab. Ich war wenig konzentriert bei der Sache. Martha schüttelte bei meinen Vorschlägen den Kopf: «Zu groß ... brauchen volle Sonne ... halten nicht lange ...» Während sie sich Notizen machte, bewegten sich ihre Lippen, als spräche sie mit der Schwester. Dann fragte ich sie. Sie klappte das Heft zu, und während ich sie über die Wege und durch die Alleen des Friedhofs schob, erzählte sie mir, wie Elisabeth gestorben war.

Als man sie auf dem Boden ihres Badezimmers liegend fand, war ein Aufschrei durchs Haus gegangen. Alle liefen fassungslos durcheinander, etwas Unvorstellbares war geschehen.

Martha hatte durch die Wände ihrer Wohnung das Geschrei gehört, rollte zum Fenster und schloss die Augen, um den schwarzen Abgrund in der Mitte des Sees nicht sehen zu müssen. Sie hatte es geahnt. Sie hatte untrügliche Zeichen gesehen, dass sich ein Unheil anbahnte. Und sie hatte gewusst, dass es Elisabeth, die Unverletzte, treffen würde.

In der allgemeinen Aufgeregtheit verfiel ein Fuß in der her-

abhängenden Telefonschnur, der Apparat krachte auf die roten Steinplatten, zurück blieb ein Riss im schwarzen Bakelitgehäuse. Der Vorfall löste nervöse Aggressivität aus, jemand rief: «Verdammt!» und «Pass doch gefälligst auf!» So vergingen kostbare Minuten, bevor der Hausarzt gerufen wurde.

Martha hatte ihn mit den Worten empfangen: «Niemand hat sie berührt. Sie blutet aus einer Platzwunde am Kopf.» Der Arzt kniete sich neben Elisabeth, wischte ihr das Blut von der Stirn und erklärte, der Riss sei unerheblich. Aber als man sie aufhob und zum Bett trug, sah man es deutlich: Mit ihrem Gesicht stimmte etwas nicht, ihre Augen leuchteten gefährlich, ihre Wangenknochen traten unnatürlich hervor, alles, ihr ganzer Körper, war aus dem Lot. Martha wusste, was das bedeutete, längst bevor der Arzt sich mühsam erhob, den Finger an die Lippen legte, als müsste er sich überwinden, ein Geheimnis zu verraten, und dann sagte: «Es ist ernst.»

Die darauf folgenden Tage waren vergangen, ohne dass Martha hätte sagen können, wie viele es waren. Mit aufgerissenen Augen, in denen sich ein unsäglicher Schrecken spiegelte, lag Elisabeth in ihren Kissen. Wo immer ihre Seele war, ansprechbar war sie nicht. Martha saß ungezählte Stunden ohne ein Anzeichen von Hunger oder Müdigkeit neben ihrem Bett. Sie sah, wie der Brustkorb der Schwester sich hob und senkte, und versuchte im gleichen Rhythmus zu atmen.

Dann hatte sie angefangen, mit ihr zu sprechen. Sie erzählte ihr mit vielen Abschweifungen und in immer neuen Varianten die Geschichte zweier Schwestern, die ihre Namen trugen. Ohne Mühe fand sie Worte für Farben, Gerüche und Geräusche, für Empfindungen und Stimmungen und verband sie wie die Fäden eines Gobelins zu Bildern, die sie Elisabeth mit auf den Weg geben wollte.

Ohne nach ihrem Handgelenk greifen zu müssen, hatte sie gespürt, wie Elisabeths Puls schwächer wurde. Das Leben in ihr löste sich auf. Um etwas zu haben, an das sie sich halten konnte, be-

gann sie das Lied von der Apfelbaumwiese zu singen, erst zaghaft, dann mit jedem Mal sicherer, und als Elisabeths Atem stockte und dann nicht mehr einsetzte, summt sie die Melodie bis zur letzten Strophe. Dann erst war sie zur Tür gerollt und hatte Hilfe herbeigerufen.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck